



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Rahmen die Aufschrift: „Johan Sebastian Bach | Der Deutschen größter Harmonist | geboren zu Eisenach 1685 | gestorben in Leipzig | 1750,“ und diese Aufschrift hatte es schon, als es aus dem Nachlaß der Prinzessin Amalie in das Eigentum des Joachimsthalschen Gymnasiums überging. Auch hat sich der Maler auf dem Bilde selbst deutlich Wiszewsky geschrieben. (Auf dem Bildnis des Zeichnermeisters Zink im Leipziger Museum hat er sich selbst ebenso deutlich Wiszewsky geschrieben, er schrieb sich also selbst verschieden.) „Den Wert des Bildes — schreibt Herr Professor Fuhr — habe ich früher nicht hoch geschätzt; seitdem ich eine Abbildung von Herrn Seffners Büste gesehen habe, bin ich überzeugt, daß der Wert nicht unbedeutend ist, die Ähnlichkeit fällt auf den ersten Blick in die Augen.“

Nach dieser Mitteilung ist es doppelt erwünscht, daß das Bild so bald als möglich in einer guten Nachbildung (Heliogravüre) veröffentlicht werde.

Nochmals das bürgerliche Gesetzbuch. In unsern Bemerkungen unter der Abteilung Maßgebliches und Unmaßgebliches im letzten Heft ist uns ein Irrtum untergelaufen: der Verfasser des Aufsatzes über den Entwurf in demselben Heft, Herr Reichsgerichtsrat Petersen, ist nicht Mitglied einer der beiden Kommissionen gewesen. Wir waren zu der falschen Annahme durch ein Mißverständnis gekommen. Der Aufsatz entstand infolge eines Gesprächs mit dem Herrn Verfasser, das uns veranlaßte, ihn zu bitten, auch den Anschauungen Ausdruck zu geben, die den bisher in den Grenzboten vertretenen entgegenstehen; wir hielten das bei der Wichtigkeit der Sache für notwendig, um uns nicht den Vorwurf der Einseitigkeit zuzuziehen. Irrigerweise glaubten wir dabei, einem unmittelbar bei der Herstellung des Entwurfs beteiligt gewesenem das Wort zu geben.



Litteratur

Bismarckjahrbuch. Herausgegeben von Horst Kohl. Zweiter Band. Berlin, D. Hering, 1895

Wesentlich stärker als der vorige Band tritt dieser zweite in die Öffentlichkeit. Diese Vergrößerung kommt vor allem auf Rechnung der „Chronik vom 17. September 1894 bis zum 16. September 1895,“ da diese diesmal die zahllosen Kundgebungen der Treue und Dankbarkeit zum achtzigsten Geburtstag des greisen Staatsmannes bringt, und zwar in möglichst authentischer, vom Fürsten, soweit es seine eignen Ansprachen betrifft, selbst gebilligter Fassung. Historisch am interessantesten ist die erste Abteilung, „Urkunden und Briefe,“ denn sie bringt nicht nur Bismarcks Probearbeiten zur Referendariatsprüfung, sondern auch sechzehn teils noch ganz unbekannt, teils bisher nicht ganz fehlerfrei veröffentlichte, meist ziemlich umfangreiche Berichte und Briefe Bismarcks an den Minister von Manteuffel aus den Jahren 1854 bis 1858, eine willkommene Ergänzung zu Poschingers großer Veröffentlichung über „Bismarck am Bundestage,“ dann dreizehn Briefe Bismarcks an den General Leopold von Gerlach 1853 bis 1858, von denen vier noch ungedruckt, die übrigen bis jetzt nur teilweise bekannt waren, endlich fünfunddreißig noch nicht veröffentlichte „Briefe Gerlachs an Bismarck 1855 bis 1858.“ Von den „Reden und Abhandlungen“ machen wir besonders auf den zweiten Teil von Graues Arbeit „Fürst von Bismarck im Kulturkampf“ aufmerksam.

Die Abteilung „Gedichte“ ist diesmal auf ein einziges beschränkt worden, nicht zum Nachteil des Unternehmens. Den Schluß des stattlichen Bandes bilden „einige Artikel der Hamburger Nachrichten,“ im ganzen vierundsiebzig, die somit zwar nicht gerade als Äußerungen des Fürsten, aber doch als seinen Anschauungen entsprechend erscheinen. Wir wünschen dem Unternehmen rüstigen Fortgang und günstige Aufnahme, denn für die Geschichte unsrer jüngsten Vergangenheit ist es bereits ein unentbehrliches Hilfsmittel geworden.

Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden an der Hand (?) ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgeteilt von Karl Theodor Gaederz. Bismar, Hinstorff, 1896.

Seitdem im Sommer 1894 nach dem Tode der Frau Luise Reuter der handschriftliche Nachlaß des Dichters in den Besitz der Schillerstiftung übergegangen ist, werden wir mit bisher unveröffentlichten Gedichten, Briefen und andern Reliquien von ihm förmlich überschwemmt. Gewiß werden dadurch dem Bilde des niederdeutschen Dialektdichters viel kleine liebenswürdige Züge aus seinem Alltagsleben und seiner poetischen Gemütswelt hinzugewonnen, aber der Gesamteindruck seiner Persönlichkeit wird dadurch nur selten lebendiger. Das neue Buch von Gaederz liefert wertvolles Material dazu, denn es deckt in seinen meisten Beiträgen den Zusammenhang zwischen dem Heimatboden und Reuters ersten dichterischen Anfängen auf, aber den schöpferischen Odem, der alles einzelne ordnet, belebt und einem Gesamtorganismus dienstbar macht, vermißt man noch. Hoffentlich bringt ihn die Biographie, an der Gaederz seit Jahren schon arbeitet und die jetzt nur angefaßt der nahenden Flut neuer Veröffentlichungen noch zurückgehalten wird. Denn im Gegensatz zu mancher andern Nachlaß- und Erinnerungslese darf man von diesem Buche sagen, daß es Mitteilungen bringt, die den Dichter und seine Schöpfungen in ihrem innersten Kern und Wesen berühren. Fester und tiefer als alle andern schöpferischen Geister wurzelt der Dialektdichter in den Verhältnissen seiner Heimat, mehr als jedem andern bedeutet dem Meister des Humors und des Gemüts die enge Umgebung seines Elternhauses, seiner Kinder Spielplätze, seiner Jugendfreundschaften und der warme Herd seiner eignen jungen Häuslichkeit. Aus diesen Kreisen aber schöpft Gaederz allein. Wir sehen den Primaner Reuter auf dem Gymnasium in Parchim; hören von seinen ersten — hochdeutschen — poetischen Versuchen; freuen uns mit ihm an der beflügelten Hoffnungsstimmung nach dem schweren Leid der Festungsjahre; begleiten ihn durch seine Stromjahre und seine Herzensfreundschaft mit Fritz Peters; erquicken uns an seinem lebensfrohen Verkehr mit der Schuljugend Dreptows und seinem erfolgreichen Wirken für Pflege gesunder Leibesübungen, burschenschaftlichen Nachklängen seiner Studentenzeit; erleben mit ihm seinen Liebesfrühling und die ersten Anfänge seiner sehr bescheidenen Häuslichkeit; machen mit ihm eine humorgetränkte Wahlreise, die an Piepenbrink und Kornad Volz erinnert, und sehen ihn sich dann mit seinem „Luwising“ in die behaglichen Freundschaftskreise Neubrandenburgs einspinnen, denen er so viele Anregungen und Vorbilder für seine spätern Werke verdankt. Mit dem Abschied von Mecklenburg aber verlieren die Mitteilungen des Buches vieles von ihrem Interesse. Es ist, als wäre nun, mit dem Augenblick der Übersiedlung nach Thüringen, plötzlich der Faden zerschnitten, der die bisherigen Gelegenheitsgedichte, Anekdoten, Familien- und Freundschaftsbeziehungen mit dem innersten Leben und Wachstum des niederdeutschen Volksdichters verknüpfte und so auch der kleinsten und unscheinbarsten Notiz Wert und Bedeutung verlieh. Vieles, oder ehrlicher gesagt: das meiste von dem, was nun noch geboten wird an Briefstellen, Rechnungen, häuslichen und ge-

schäftlichen Aufzeichnungen, erweckt nach der lebendigen Wirkung des Bisherigen den Eindruck, als würden wir aus einem Heiligtum persönlicher Erinnerungen, von denen jede ein Stück von dem eigensten Sein und Wesen seines Herrn umschließt, in ein Museum eilig zusammengekaufter Raritäten geführt, die ebenso gut dem Dichter der „Iphigenie“ als dem humorvollen Schöpfer „Onkel Bräsig“ gehören könnten. In diesem zweiten Teile des Buches also wird der künftige Biograph Reuters, vorausgesetzt, daß er mehr ist als ein Daten- und Anekdotensammler, wenig nutzbares finden.

Dem hübsch ausgestatteten Bande sind außer einem Selbstporträt des Dichters, das er während seines Aufenthalts in der Berliner Hausvogtei angefertigt hat, zahlreiche Bildnisse und Ansichten, zum Teil nach Originalzeichnungen von Ludwig Bietsch und Fritz Reuter, beigegeben, von denen manche ohne Bedeutung für das Leben des Dichters ist.

f. D.

Die Evangelisation unter den Entkirchlichten. Nach Beobachtungen und Erfahrungen von Dr. Johannes Müller. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1895

Diese Schrift ist entstanden aus den Fragen und Strömungen, die uns die Gegenwart aufdrängt, wir mögen wollen oder nicht. Sie ist weder konservativ noch liberal, weder gemäßigt noch radikal, oder vielmehr, sie ist das alles in der besten Bedeutung, weil sie die Frucht eines bedeutenden und kräftigen Geistes ist.

Es ist eine Thatsache, daß sich die Mehrzahl der ernstesten und gebildeten Männer dem Christentum gegenüber ablehnend oder gar feindlich verhält. In den verschiedensten Lebensstellungen befindlich, den verschiedensten politischen Parteien angehörig, gehen sie doch hier wesentlich von denselben Gesichtspunkten aus. Man will sich nicht unter Vorstellungen beugen, die der natürlichen Vernunft und den Ergebnissen der Wissenschaft zuwiderlaufen. Man will keine engherzige Askese, die die unbefangene Lebensfreude tötet. Man verabachtet die „Gefühlsduselei“ und das Schwelgen in unklaren Stimmungen.

Aber die Anschauung vom Christentum, die dabei vorausgesetzt wird, beruht auf Unkenntnis. Unverstand und Herrschsucht mögen dem Heiligsten öfter eine Gestalt gegeben haben, die das Mißverständnis erklärt. Das Christentum selbst aber weiß von alledem nichts. Es ist kein Gebäude von Dogmen, keine Aufforderung zur Askese und kein Gefühlsport, sondern den Inhalt des Christentums bildet die That Gottes, die den Einzelnen wie die Gesamtheit durch Christus aus dem Elend und der Verlorenheit errettet. Das ist der Gegenstand des christlichen Glaubens — eines Glaubens, der nur insoweit Wert hat, als er sich völlig frei, ohne äußern und innern Zwang entfaltet.

Wenn so viele annehmen, daß die Ergebnisse der Naturwissenschaft oder der Geschichtsforschung mit diesem Christentum in Widerspruch stünden, so bezeichnet der Verfasser das mit Recht als modernen „Aberglauben.“ Jeder Deutsche ist stolz auf die Wissenschaft, die seinem Volke den Platz in der Geschichte sichert. Aber als „exemplarischen Unsinn“ muß man es ansehen, wenn einem z. B. entgegengehalten wird: „Die Wissenschaft hat nachgewiesen, daß es keinen Gott giebt.“ Ebenso verkehrt ist es freilich, das Christentum auf wissenschaftliche Beweise stützen zu wollen. Es sind eben zwei Gebiete, die nichts mit einander zu thun haben.

Damit sind, nach dem Verfasser, die Hauptpunkte bezeichnet, deren Verständnis dem Suchenden eröffnet werden muß. Aber auf welchem Wege ist dieses Ziel zu erreichen? Die praktischen Vorschläge hierüber bilden den wichtigsten Teil der Schrift.

Broschüren oder Flugschriften zu veröffentlichen hält der Verfasser für un-

wirksam; denn sie würden von denen, an die sie gerichtet sind, doch nicht gelesen werden. Für wirksam hält er dagegen die Veranstaltung von Vorträgen oder vielmehr von Vortragschulen. Bei Vorträgen kommt zu dem Inhalt des Gesprochenen die Persönlichkeit des Redenden hinzu; und dies ist von unschätzbare Bedeutung bei einem Gegenstande, der nur aus der persönlichen Erfahrung heraus erörtert werden kann. Die Vorträge sind „auf neutralem Boden,“ in Sälen von Hotels und Konzerthäusern, Kaufmännischen Vereinen, Klubs, Kurhäusern, Gymnasien zu halten. Der Gegenstand ist in die geeignete anziehende und anregende Form zu bringen, die gleichzeitig den Titel für den einzelnen Vortrag bildet, also z. B.: „Moses oder Darwin?“, „Der geschichtliche Christus,“ „Was ist Glaube?“, „Der geistige Niedergang in der Gegenwart.“ Besondres Gewicht ist auf die Sprache zu legen. Die kirchliche Sprache ist für den unverständlich, der sie nie ordentlich gelernt oder der sie wieder verlernt hat. Wir müssen daher „die allgemeine Sprache der Gebildeten gebrauchen, um ihnen unsre Gedanken auszusprechen.“ Dies ist zwar schwierig, aber sehr wohl möglich, ohne dem Ernst und dem vollen Gehalt des Evangeliums irgendwie Abbruch zu thun. Der Verfasser hat selbst die Erfahrung gemacht, daß derartige Vorträge, die er in den verschiedensten Orten gehalten hat, lebhaften Zuspruch gefunden und daß sich daraus anregende persönliche Beziehungen zwischen Redner und Hörern entwickelt haben.

Wer aber ist zur Verkündigung des Evangeliums in der geschilderten Weise geeignet? Dem Pfarramte will der Verfasser diese neue Last nicht aufbürden; auch ist es ja ohne weiteres verständlich, daß die Rede eines Mannes, der sich schlechthin als Mensch giebt, auf die Entkirchlichten viel mächtiger wirkt, als die eines Pfarrers. Da sich aber auch Laien, wie Ärzte, Juristen, Künstler u. s. f., kaum dazu finden werden, so müssen Männer gewonnen werden, die in dieser Thätigkeit ihren Lebenszweck erkennen: der Verfasser nennt sie „Evangelisten.“ Solcher Männer sollten sich die kirchliche Leitung oder die Innere Mission oder die Vereine für die Diaspora thatkräftig annehmen.

Wir glauben nicht, daß sich gegen diese Vorschläge etwas Stichhaltiges wird einwenden lassen. Reibungen zwischen „Evangelisten“ und Pfarrern würden freilich nicht ausbleiben. Aber gegenüber dem Ernst der Lage können solche Bedenken nicht mitsprechen. Die Würdigung der Schrift vom theologischen Standpunkte mag dem Fachmann vorbehalten bleiben. Wenn man auch dem ganzen zustimmen kann, so bleibt doch im einzelnen vieles, was zum Widerspruch reizt.

Eine werdende und gährende Zeit wie die unsrige leidet nicht nur an dem thatsächlichen Widerstreit der verschiedensten Anschauungen und Bestrebungen, sondern fast noch mehr an gegenseitigen Mißverständnissen, an der Schwierigkeit, der eignen Meinung einen klaren und allgemein verständlichen Ausdruck zu geben. Der Erkenntnis davon entspricht das sichtlich wachsende Bestreben, das gedruckte Wort durch die lebendige Rede und den freien Austausch der Gedanken zu ersetzen. Der Verfasser sucht dies für das religiöse Gebiet zu erreichen; möchten seine Bestrebungen von Erfolg gekrönt sein! Man denke über religiöse Fragen, wie man will, so ist es doch immer ein trauriges Zeichen mangelnder Einsicht, wenn man die Bedeutung dieses Gebietes für das gesamte Volksleben verkennet. Wer hier fördernd und klärend wirkt, trägt damit gleichzeitig zur Lösung der Frage bei, ob die Krisis, in der sich unser Volk befindet, zum dauernden Siedtum oder zur neuen Lebensentfaltung führen soll.

H. W.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig